



Horst Hohmann

Vor 70 Jahren – als die Flüchtlinge kamen

Voriges Jahr erschien im Verlag Parzellers (Fulda) das Buch unseres Redaktionsmitgliedes Horst Hohmann „Wir Straßenkinder von Kerzell – Erinnerungen aus einem osthessischen Dorf“ (175 Seiten, Ladenpreis 8 Euro). Hier eine Textprobe – aus aktuellem Anlass:

Die Welt der Erwachsenen ist manchmal schon sehr kompliziert, nicht wahr? Du beobachtest sie immer wieder, wie sie sich hinter vorgehaltener Hand „Unaussprechliches“ zuflüstern. Du ertappst sie allenthalben dabei, wie sie besserwisserisch über andere urteilen und wie sie zum Beispiel von Fremden im Dorf reden, als ob sie die Pest hätten und erst mal in Quarantäne müssten. War´s nicht auch so, wenn „Alteingesessene“ unseres Dorfes ihre Köpfe zusammen steckten und über die „Flüchtlinge“ sprachen? Sich spöttisch anschauten, wenn ein Neuzugezogener von seinem großen Hof erzählte, den er zurücklassen musste? Sich abfällig äußerten, wenn eine Kriegerwitwe aus Görlitz es „wagte“, die gut gehende Eisenwarengroßhandlung der Familie in jener Stadt zu erwähnen?

Die „Flüchtlinge“ – sie waren kurz vor Kriegsende und in den Monaten danach von überall her auch zu uns nach Kerzell gekommen: Die Sieberts und die Mähners, die Roths und die Wenischs sowie die Hegenbarts aus dem Egerland. Viele andere wie die Grafs und die Noacks, die Hutschalas und die Schmidtkes aus Ostpreußen. Oder die Langers und Schuberts aus Schlesien.

Hat man sie nach ihrer Ankunft in Kerzell mitfühlend gefragt, wie lange sie unterwegs waren? Ob sie in einem Güterzug oder zu Fuß gekommen waren? Wie das Wetter war auf der Flucht? Ob sie zu Essen hatten? Ob man ihnen ins Gesicht gespuckt hat, weil sie Deutsche sind?

Hat man sie erzählen lassen, wie sie mehrfach „entlaust“ wurden, bevor sie aus den Sammelagern entlassen und irgendwann dann nach Kerzell geschickt wurden? Oder wie man ihnen während der Flucht todkranke Kinder und Angehörige aus den Armen riss?

Wenn uns Freund „Turek“ gelegentlich schilderte, wie schrecklich es in dem mit Stroh ausgelegten Zug-Waggon gestunken hat („Irgendwo musste man ja seine Notdurft verrichten!“), in den man ihn sowie Mutter Maria und Schwester Hildegard für den „Abtransport“ aus dem Egerland gesteckt hatte, hielten wir uns nur die Nase zu. Nachempfinden, richtig nachempfinden, wie du dich fühlst, wenn du aus deinem Haus und von deinem Hof weggejagt wirst und man dir sagt, dich ja nie wieder hier sehen zu lassen – konnten wir Straßenkinder damals noch nicht.

Dafür knüpften wir – unkompliziert, wie Kinder nun einmal sind – keinerlei Bedingungen an unsere Freundschaft mit Michael Graf, mit Günter Hegenbart, mit Lothar Langer, mit Wolfgang Noack, mit Helmut Siebert, mit Rüdiger Schmidtke oder mit „Torwart-Legende“ Helmut Mähner. Auf der „Waldbühne“ oben am Ende des Schlangenweges und auf den anderen traditionellen Bolzplätzen unten im Dorf wurde niemand wegen „ostpreußischer“ Lahmarschigkeit, wegen „sudeten-deutscher“ Fehlpässe oder wegen „schlesischer“ Eigenwilligkeit vom Spiel ausgeschlossen. Und nicht im Schlaf wär´s uns je eingefallen, einen „katholischen Taufschein“ für den Liberoposten in unserer Mannschaft zu fordern. Ja, und wenn dann doch Pfarrer Loskant oder einer der (bisweilen sehr unbedarften) Kapläne unseren evangelischen Freunden beim Ministranten-Kick jegliche Teilnahme untersagten, zuckten wir, mit unserem Urteil der damaligen Zeit einmal mehr weit voraus, nur traurig die Schultern und „verstanden die Welt nicht mehr“.

Irgendwann, viele Jahre später, als ich auf einer Reportagereise im Grenzgebiet zwischen Äthiopien und Eritrea am Horn von Afrika unterwegs war und dort sah, wie verhungerte

Kleinkinder auf den Flüchtlings-Trecks vom Norden herunter in Straßenböschungen begraben wurden, und mir Vertreter der Konfliktparteien des damals wütenden Bürgerkrieges immer wieder sagten, dass die Vertreibungen halt zu den unvermeidlichen „Kollateralschäden“ dieses Krieges gehörten, verfolgte mich dieses hässliche Wort für Tage: „Kollateralschäden“! Ich dachte an die vielen „Kollateralschäden“, die bei uns in Kerzell gelandet waren - verängstigt am Anfang noch, misstrauisch und ungewiss, ob ihnen in diesem Dorf ein neues Leben gelingen würde: an den Alex Wenisch und seine Geschwister, an den Michael Graf und seine Familie (samt der „Omili“, die in unserem Haus in Miete wohnte), an den Adam und die Lina Siebert mit ihren Söhnen Helmut und Siegfried.

Wenn ich´s mir genau überlege, haben „Wir Straßenkinder von Kerzell“ (neben einem doch erheblichen Teil der erwachsenen Dorfbewohner) entscheidend dazu beigetragen, dass im Alltag der zu uns gekommenen Flüchtlinge eine „Normalisierung“ stattfand. Dass sie über ihre eigenen, mit uns verbandelten Kinder häufiger und länger mit den einheimischen Nachbarn und Hausvermietern redeten. Dass sich dadurch sehr schnell auch freundschaftliche Beziehungen entwickelten, und zwangsläufig dann auch die Mitgliedschaft in den örtlichen Vereinen angeboten wurde. Im Musikverein Lyra . Im Sportverein SG Helvetia. Im Gesangverein. Bei der Freiwilligen Feuerwehr, wo immer „gelöscht“ wurde. Und natürlich beim Kaninchenzuchtverein, den „Rammlern“, wie wir die Hasenhalter nannten. Als Mitglieder dieser Vereine konnten die „Flüchtlinge“ dann nicht nur an Leistungswettbewerben teilnehmen, sondern auch an den vielen Festen, die ausgiebigst gefeiert wurden und bei denen gewöhnlich „kein Auge und keine Kehle trocken blieb“. Momente, die über die ersten Nachkriegsjahre hinweg natürlich auch halfen, nach den ganzen „Leiden der jüngeren Geschichte“ wieder den aufrechten Gang zu pflegen.

Dass die viel beschworene „Integration“ der neu Zugereisten schon sehr bald auch mit einem zünftigen Karnevalsumzug („Kamelle!“) gefördert wurde, hatten „Wir Straßenkinder von Kerzell“ und das ganze Dorf dem im „Bolze Auszugshäuschen“ wohnenden Ehepaar Hölzgen zu verdanken, das, wie richtig vermutet, in Köln ausgebombt worden war und in unserem Ort auf eine baldige Rückkehr an den Rhein wartete.

Immer dabei bei solchen Festlichkeiten (das habe ich noch immer bildlich vor Augen) waren Tuba-Bläser Andres Roth (nicht verwandt und verschwägert mit der anderen Roth-Familie) und seine Hilde. Beide verkörperten mit ihrer jeweiligen Lebensgeschichte das manchmal fast unerklärliche Schicksal der Flüchtlings-Familien unseres Dorfes.

Der aus Siebenbürgen stammende Andres befand sich in einem Gefangenentransport der Amerikaner von Kaiserslautern nach Norddeutschland, als der Zug für wenige Minuten im Bahnhof Kerzell anhielt. Andres nutzte den kurzen Stopp (unbemerkt vom Wachpersonal) zur Flucht und heuerte alsbald beim „Wernesch-Bauer“ und nach einigen Monaten dann endgültig als „Knecht“ beim „Wirts August“ im Gasthof „Waidmannsheil“ an.

Krankenschwester Hilde hatte es noch vor dem Einzug der russischen Truppen aus Stettin in eines der bäuerlichen Anwesen des zu Kerzell gehörenden „Sulzhofs“ verschlagen.

Und nachdem Hilde den stattlichen Andres geheiratet hatte, kam in 1947 das „Prachtexemplar eines originalen Kerzeller Jungen“ zur Welt - der Erhard, der vom Papa dann natürlich lernte, wie man mit gutem „Ansatz“ astreine Töne aus einer Tuba rausholt.